

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

„Du bist wie ich, nur so schön anders“

Dieser Titel wurde mir für diesen Vortrag mit der Bitte gegeben, den Vortrag in die Debatte um die Hauptvorlage der Evangelischen Kirche von Westfalen zu Migration und Kirche „Ich bin fremd gewesen und ihr habt mich aufgenommen“, von der ich ausgehe, dass Sie sie alle eingehend studiert haben, einzubetten. Zudem wurde ich gebeten, einen möglichst kritischen Beitrag zu erstellen, weshalb ich meine Argumente teilweise stark zugespitzt habe.

Das Thema Migration und Fremdheit ist ohne Zweifel eine gesamtgesellschaftliche Thematik. Diese Diskussion über die innerkirchliche Positionierung dazu öffentlich durchzuführen und andere nichtchristlichen Partnerinnen und Partner dabei auch zu Wort kommen zu lassen, hat für mich große Bedeutsamkeit. Es zeigt, dass wir als Gesellschaft zusammen wachsen, uns als eine Gesellschaft begreifen und beginnen, uns entsprechend zu verhalten. Denn wenn zum Beispiel Menschen in unser Land migrieren, dann verändert sich für uns alle etwas. Folglich müssen wir uns auch alle damit befassen. Das ist eine ganz logische Schlussfolgerung, die leider noch viel zu selten Umsetzung findet. Wenn ich hier und auch später von „wir“ spreche, dann meine ich Sie, mich und alle Menschen, die in Deutschland leben und diese Gesellschaft bilden.

Gleichzeitig stellt sich mir nun aber auch die Frage, warum ich als Referentin für den interreligiösen Dialog einer muslimischen Gemeinschaft gerade zu diesem Thema um einen Input gebeten werde. Welche Rolle nehme ich hier ein? Werde ich gefragt, weil ich ein Teil dieser Gesellschaft bin und die Migration in unser Land mich auch betrifft? Werde ich gefragt, weil Muslime ebenfalls als Fremde wahrgenommen werden? Vielleicht werde ich gefragt, weil viele Muslime unter den heutigen Migrant\*innen sind? Im gleichen Atemzug kann es Ausgrenzung aber auch Einbezug sein.

In meinem heutigen Beitrag möchte ich die Hintergründe zu diesen Fragen am Beispiel der Hauptvorlage deutlich machen. Es geht hierbei sehr stark um Selbst- und Fremdwahrnehmung, um Missverständnisse und unsere Art Dinge zu kommunizieren. Anschließend freue ich mich auf den Austausch mit Ihnen.

„Du bist wie ich, nur so schön anders“

Ganz allgemein gesprochen sind alle Menschen unterschiedlich. Niemand ist dem anderen gleich. Hier und da gibt es Überschneidungen, aber auch viele Differenzen je nachdem was gerade im Vordergrund steht. In unserer Religionswahl unterscheiden wir uns, was die Muttersprache angeht, sind wir uns vermutlich alle gleich. Vielleicht sind hier auch ein paar Läufer\*innen wie ich selbst dabei, da hätten wir dann auch etwas gemeinsam, was andere hier anwesenden belächeln würden. Je nachdem welchen Aspekt eines Menschen wir also hervorheben, entstehen neue Gruppen: Muslime oder Christen, deutsch Muttersprachler oder englisch Muttersprachler, Läufer oder Fitnessstudiogänger, Köln Karnevallfans oder die die wie ich die Stadt verlassen, wenn die Zeit des Karnevall naht etc.

Als religiöser Mensch bin ich davon überzeugt, dass Gott uns Menschen bewusst in Vielfalt erschaffen hat. Homogenität ist damit eine Illusion. Als Schöpfung Gottes sind wir alle gleich und wertvoll. In unseren Eigenschaften, Identitäten und Vorlieben unterscheiden wir uns. Soweit so gut. Nun sind wir Menschen aber so, dass wir Hierarchien einführen. Wir werten. Heute gibt es Fussball und Frauenfussball. Niemand wird bestreiten, dass es hier in der öffentlichen Wahrnehmung keine Abwertung letzteren gibt. Westfalen sind so und Rheinländer sind so. Je nachdem wo man sich befindet, wird man Vorurteile über die eine oder die andere Gruppe hören. Das sind jetzt Beispiele, über die wir alle schmunzeln können. Schwierig wird es, wenn die Komponente „Fremd“ hinzukommt. Denn als muslimische deutsche Staatsbürgerin kann ich Ihnen bestätigen, dass es nicht leicht ist, wenn das „Anders sein“ im öffentlichen Diskurs nicht mehr als „schön“ wahrgenommen wird. Insofern ist dieser Titel in meinen Ohren auch ein Druckmittel. Es sagt mir: Du kannst gerne anders sein, solange wir es als schön empfinden.

In die gleiche Kerbe schlägt auch die Integrationsdebatte in Deutschland, die oftmals nur beruflich erfolgreiche Migrant\*innen als integriert bezeichnet. In der Hauptvorlage wird von koreanischen Fußballspielern einer deutschen Mannschaft gesprochen. Wenn so einer Tore schießen würde für Deutschland, wäre dies ein positives Signal. Allerdings bleibt unhinterfragt, was passiert, wenn dieser Fußballspieler keine Tore mehr schießt. Misserfolge werden dann nämlich schnell auf den Migrationshintergrund zurückgeführt. Es entsteht der Eindruck, dass Integration, das heißt, angenommen sein, mit wirtschaftlichem Erfolg gleichgesetzt wird.

Nun bin ich mir sicher, dass bei der Bestimmung des Vortragstitels sicherlich nicht diese Assoziation im Raum stand. Ich kann mir vorstellen, dass damit die Unsicherheit vor etwas unbekanntem genommen werden soll. Das ist mehr als verständlich und angesichts heutiger Debatten auch vorbildlich. Gerade Migration wird sehr negativ diskutiert. Deshalb ist es wichtig die positiven Aspekte hervorzuheben. Aber hier kommt die unterschiedliche Wahrnehmung ins Spiel. In der Debatte werden Muslime und Migranten häufig gleich gesetzt. Die Integrationsdebatte über Muslimen und/ oder Migranten ist gespickt von Thesen, die suggerieren, dass man erst willkommen und integriert ist, wenn man sich assimilieren lässt. Mit diesen Debatten im Hinterkopf und zudem als Frau, die lediglich eine andere Religion gewählt hat, selbst nie migriert ist, vor besagter Religionswahl auch nie über Integration reden musste, nimmt dieser Satz eine sehr bittere Wende. Viele Muslime, die konvertiert sind oder zu den Folgegenerationen von Zugewanderten gehören, erleben dies ähnlich: Ständig ist man nur der oder die Muslim\*in.

„Du bist wie ich, nur so schön anders.“

Manchmal wenn ich mit dem Rad durch die Straßen fahre und ein Vater zu seinem Kind sagt „Pass auf, da kommt ein Fahrrad“, dann freut es mich, ein Fahrrad zu sein. Als Fahrrad ist man ein Fahrrad. Da macht bisher keiner einen Unterschied zwischen Fahrrad und muslimischen Fahrrad.

Über die Religionszugehörigkeit wird eine Gruppe von Menschen aus dieser Gesellschaft ausgeschlossen. Egal wie lange sie hier gelebt haben, egal wie verbunden sie sich fühlen und egal wie stark verankert sie sind. Sie müssen ihre Anwesenheit immer wieder rechtfertigen und beweisen, dass sie dazu gehören. Über die Religionszugehörigkeit werden sie zu Fremden gemacht.

Unter dieser Vorprägung gehe ich nun in das Gespräch mit Ihnen über Fremdheit. Wenn jemand für mich fremd ist, dann hat das gleichzeitig etwas Bedrohliches. Der oder die andere ist nicht bloß unbekannt. Wenn Sie sich umblicken, würden Sie dann sagen, dass Sie unter Fremden sind, weil Sie die anderen nicht mit Namen kennen? Es ist eine Abstufung zwischen einander nicht bekannt sein/ einander nicht kennen und einander fremd sein.

In den heutigen Großstädten leben tausende Menschen auf engem Raum, ohne dass sie ihre Nachbarn kennen würden. Nach meinem Studium habe ich in Köln, Emmendingen und Bonn gelebt. Mit jedem Umzug fällt es mir schwerer neue Kontakte zu knüpfen. Die Menschen in meinem Alter haben ihre lokalen Netzwerke und als Neuling aufgenommen zu werden ist schwer. Das hat jetzt nichts mit der Religion zu tun. Vielmehr ist das ein grundsätzliches Problem einer Gesellschaft, die eher verschlossen ist.

Ich erinnere mich noch, als ich einmal bei einer Weihnachtsfeier in der Schule meines jüngeren Bruders war. Da sahs ich an einem Tisch von Zugezogenen. Das waren alles Deutsche mit deutschem Hintergrund. Aber in dem Dorf, indem ich aufgewachsen bin, ist man nur einheimisch, wenn man mit allen verwandt ist. Alle anderen sind und bleiben Zugezogene. Das gilt für Deutsche aus Bayern, Hamburg oder Berlin genauso, wie auch Migrant\*innen aus dem Ausland. Ich habe mir sagen lassen, dass diese Haltung in vielen Dörfern so besteht.

In unseren Dörfern bestehen in sich abgeschlossene Gemeinschaften und in unseren Großstädten leben die Menschen nebeneinander her ohne sich kennenzulernen. Nun kamen bis 1973 Gastarbeiter\*innen und später deren Familien nach Deutschland. Außerdem kamen im Zuge verschiedener Kriege und Krisen immer wieder Flüchtlinge. Diese Menschen werden in speziellen Unterkünften abgeschottet von der restlichen Bevölkerung untergebracht. Darin spiegelt sich die Grundhaltung gegenüber Menschen, die nicht als Zugehörige gesehen werden.

Seit mehr als 60 Jahren leben Muslime in Deutschland und immer noch werden wir als Fremde behandelt. Aufbauend auf der zuvor beschriebenen Grundhaltung, ist diese Wahrnehmung von Muslimen nicht verwunderlich. Aber es geht nun genauso weiter. Es gab kurze Zeit mal das Aufflammen einer Veränderung. Die Willkommenskultur 2015 stand für eine Wende. Umso erschreckender ist nun anzusehen, wie diese Willkommenskultur heute geradezu durch den Dreck gezogen wird.

Wie können wir es schaffen, eine offene Gesellschaft für alle Menschen, die hier leben, zu gestalten? Damit spreche ich uns alle an.

Damit wir aber als Gesellschaft agieren können, müssen wir einander als gleiche begegnen. Deshalb müssen wir auch darüber reden, wie wir einander beschreiben. Denn in der Sprache steckt manchmal bewusst, oft unbewusst Ausgrenzung.

„Du bist wie ich, nur so schön anders“ – ist nur ein Beispiel dafür.

„Ich bin fremd gewesen und ihr habt mich aufgenommen.“ – ist ein weiteres Beispiel.

Im Kontext der Bedeutung dieses Zitats in der Bibel möchte ich diesen Satz nicht aufgreifen. Vielmehr sehe ich ihn als Aussage aus der Hauptvorlage zu Migration und Kirche. Ich lese als Muslim/ Migrant bin ich fremd und erst durch das Handeln der anderen wurde ich aufgenommen und war dann nicht mehr fremd. Ich werde passiv gemacht. Noch einmal sage ich deutlich, dass dies meine Wahrnehmung ist und nichts über die Intention der Verfasser\*innen aussagt.

Allerdings findet man diese Beschreibung des passiven Fremden als Hilfsbedürftigen, Notleidenden an vielen Stellen der Hauptvorlage wieder. Präses Kurschus appelliert zwar daran, Fremde nicht immer als Bedürftige zu sehen, aber in der Hauptvorlage wird dies kaum noch aufgegriffen. Hier schwingt eine Form von Überheblichkeit mit, die mit Eurozentrismus und Dominanzkultur in Verbindung steht. In späteren Aufzählungen der Hauptvorlage sind Fremde als Hungrige, Kranke, Gefangene aufgeführt. Menschen, die migrieren, sind aber nicht zwangsläufig in einer prekären Situation. Und auch wenn sie es sind, verfügen sie über eine eigene Identität, Kultur und den Willen für sich selbst zu sorgen. In Deutschland herrscht ein Helfersyndrom, das dazu neigt, den Schützling als eben solchen zu sehen und zu bevormunden. Mit Blick auf Migration nach Deutschland ist daher Achtsamkeit geboten. Ein Flüchtling, der sein Hab und Gut hinter sich lassen musste, braucht Hilfe, um einen neuen Start zu wagen. Dahingegen kommt ein Arbeitsmigrant, um selbst auszuweichen. Eine ganz andere Situation entsteht für die Kinder und Kindes Kinder der Migrant\*innen insgesamt.

In der öffentlichen Debatte um Migration finden wir diese undifferenzierte Vermischung auch immer wieder. Zusätzlich wird sie noch religiös aufgeladen, weil Muslime vermeintlich immer Migranten sind.

Vor kurzem war in meinem Lauftreff eine neue Läuferin dabei. Ich habe ein Oberteil getragen, das ein Logo von Islamic Relief trug. Islamic Relief ist eine Hilfsorganisation, die Sie vielleicht von den Plakaten von Aktion Mensch kennen. Im Rahmen eines Spendenlaufs habe ich dieses Laufshirt erhalten.

Die neue Läuferin sagte: „Da lese ich Islam, deshalb gehe ich davon aus, dass du Muslim bist.“ Dann fing sie an von einer Kurdendemo in Köln zu erzählen, die sie gesehen hat. Ich habe nicht gefragt, was Kurden und Islam miteinander zu tun haben. Wahrscheinlich wird ein Mensch, der ein Kreuz trägt, nicht automatisch mit dem Brexit in Verbindung gebracht, nur weil das Christentum in Großbritannien und Europa die Mehrheitsreligion darstellt.

Solche Dinge erleben viele Muslime in Deutschland häufig, wenn wir zum Beispiel für unser gutes Deutsch gelobt werden. Oder wenn man unsere Herkunft aufs Genaueste hinterfragt.

Nach vielen Jahren der Migration ist es für viele Menschen immer noch schwer zu verstehen, dass Deutsch sein nicht mit der Religion, der Hautfarbe etc. zu tun hat. Das Bild unserer Gesellschaft ist bunt und das schon seit längerem. Hinzukommt das Migration etwas ganz natürliches ist. Viele Menschen migrieren ständig, weltweit. Hier erinnert auch die Hauptvorlage daran, dass die Menschen nach christlicher Vorstellung alle Reisende in dieser Welt sind. Auch die Propheten in der Bibel sowie die ersten Christen waren Migranten. Im Islam gibt es ebenfalls das Bild vom Menschen als Reisender, der erst im Jenseits wirklich heimkehrt. Neben dieser Gemeinsamkeit ist die Erinnerung an den Weg der eigenen Religion sehr wichtig. Gegenüber Muslimen wird immer wieder das „christliche Abendland“ beschworen, wobei das Christentum historisch gesehen aus dem Morgenland stammt. Dieser Aspekt ist deshalb so bedeutsam, da mit dieser Rhetorik Muslime ausgegrenzt werden. Zum anderen wird an dieser Stelle der Hauptvorlage ein positives Bild des Migranten geschaffen, der eine Bereicherung darstellt für die Gesellschaft, in die er migriert. So heißt es in der Hauptvorlage auf Seite 14:

„Die Einheimischen erhalten den Auftrag, sich selbst immer wieder aktiv eigener Fremdheit zu erinnern und sich – auch wenn sie schon seit Generationen ansässig sind – als fremd vorzustellen.“ (Seite 14)

Mit dieser Vorstellung im Hinterkopf fällt es leichter die Augenhöhe zu wahren. Denn dadurch verfällt man nicht so leicht der Haltung, dem anderen etwas voraus zu haben. Keiner hat ein größeres Anrecht als andere hier zu sein. Wir alle gestalten diese Gesellschaft, weil wir alle Teil davon sind, egal wann wir hier her gekommen sind.

Häufig wird kritisiert, dass Migranten unter sich bleiben und Parallelstrukturen schaffen. Zum Teil ist diese Kritik berechtigt. Aber wenn man bedenkt, dass die heutigen Ghettos von Migranten darauf zurückgehen, dass diesen Menschen eben nur dort Wohnungen gegeben wurden, erscheint die Kritik in einem anderen Licht. Letztendlich sind diese Ghettos durch uns selbst verschuldet und auf eine entsprechende Politik zurückzuführen. Bis heute können Asylsuchende bis zu 24 Monate unter dem Vorwand, deren Asylantrag zu bearbeiten, in einer Unterkunft quasi festgehalten werden. Vielleicht haben sie noch die Kritik am Bundesamt für Migration und Flüchtlinge im Kopf, das sehr lange für die Entscheide über Asylanträge braucht. Mich nervt es schon, wenn ich einen Monat auf einen neuen Pass warten muss. Wie geht es einem Menschen, der bis zu 24 Monate in einem unbekanntem Gebiet ausharren muss, ohne zu wissen was mit ihm passieren wird?

Allgemein sollte die Gesetzgebung, welche Migrant\*innen betreffen genauer betrachtet werden. Ich selbst bin hier auch keine Expertin. Denn oftmals dürfen sie lange nicht Arbeiten, werden isoliert in sogenannten Ankunftscentren etc. In der Gesellschaft entsteht das Bild des faulen Migranten, der nicht arbeiten will. Das es aber nicht durch die Migrant\*innen Selbstverschuldet ist, bleibt verborgen, weil diese restriktive Gesetzgebung auf deutsche Staatsbürger\*innen und auch EU-Bürger\*innen nicht zutrifft. Heute kommt aber neben der Gesetzgebung auch die aktive Ausgrenzung von Menschen mit vermeintlichem Migrationshintergrund zum Tragen. Die Antidiskriminierungsstelle des Bundes bestätigt auch,

dass Menschen mit nicht Deutsch klingenden Namen es bei der Wohnungssuche schwerer haben. Wenn man außerhalb besagter Ghettos keine Wohnung bekommt, dann bleibt die Spaltung bestehen und vertieft sich.

In der Debatte wird auch häufig angesprochen, warum die Menschen überhaupt migrieren. Sie sollten doch ihre Länder aufbauen, die sie selbst kaputt gemacht haben, durch Korruption, Krieg und Faulheit. Dass diese Kriege und die Armut in vielen Ländern dieser Erde nicht selbstverschuldet sind, bleibt dabei unreflektiert. Zum großen Teil sind es Langzeitfolgen von Kolonialismus und anhaltender Ausbeutung dieser Länder durch westliche Länder, die ihren Wohlstand darauf stützen. Hier zeigt sich die hässliche Seite der Globalisierung. Dem müssen wir uns bewusst sein, bevor wir über Migration sprechen und urteilen wollen. Oft wird abfällig über Wirtschaftsflüchtlinge etc. gesprochen. Unter Anbetracht der eigenen Verantwortung an der Lage dieser Menschen, erscheint die Abwertung dieser Menschen im hiesigen Diskurs mehr als beschämend. Das muss erwähnt und diskutiert werden, damit sich etwas verändern kann in unserer Welt.

Ein weiterer Streitpunkt in der Debatte ist immer wieder die Sprache. Mehrsprachigkeit bei Muslimen wird immer wieder problematisiert. Zum einen passiert eine Abwertung, wenn jemand Türkisch oder Arabisch spricht. Ich erinnere mich an die zwei Frauen, die an einem Berliner S-Bahnhof angegriffen wurden, nur weil sie sich in Türkisch unterhielten. In Deutschland spricht man gefälligst Deutsch. Wären die Frauen auch angegriffen worden, wenn sie sich auf Englisch oder Französisch unterhalten hätten? Gerade in der heutigen globalen Welt ist Bilingualität eine sehr wichtige Fähigkeit. Vermehrt werden Kinder schon im Kleinkindalter in Kindergärten gegeben, wo sie Englisch lernen. Der Eindruck entsteht, dass Englisch eine gewollte, Türkisch eine gefürchtete Sprache ist. Türkisch ist eine fremde Sprache. Im Türkische gibt es ein Sprichwort, das besagt: Eine Sprache, ein Mensch. Zwei Sprachen, zwei Menschen. Wer in mehreren Sprachen beheimatet ist, der weiß, dass es in der Ausdrucksweise der jeweiligen Sprache unterschiedliche Gefühlswelten gibt. Es ist eine große Bereicherung, die in unserem Land nicht erkannt wird. Gerade als globalen Wirtschaftsstandort sollten wir dies überdenken, weil es dem internationalen Image Deutschlands stark schadet.

Zum anderen wird eine Abgrenzung durch die andere Sprache unterstellt, die daraus rührt, dass man etwas verheimlichen wolle und eben nicht integrationsbereit sei. Ich möchte Sie aber darum bitten, einmal genauer darüber nachzudenken. Was bedeutet Sprache den Menschen? Warum identifizieren sich oft muslimische Menschen eher weniger mit der deutschen Sprache? Der Grund liegt sicher nicht in ethnisch ausgerichteten Moscheen. Die Moscheen waren zuerst Kulturzentren, wo sich die Menschen gegenseitig geholfen haben. Es sind heute Orte, an denen man aufatmen kann. Die Sprache ist da ein zentrales Erkennungsmerkmal. Ich möchte Ihnen dazu ein persönliches Beispiel nennen: Ich komme aus Limburg und bin von der Kultur her deutsch. Vor zwei Monaten war ich auf einer christlichen Hochzeit in Potsdam. Während der Anreise waren wir auch in Brandenburg in einem Café. Ich hatte die ganze Zeit ein unsicheres Gefühl. Männer mit Glatze. Wie reagieren die Menschen auf mich? Halten alle Abstand zu mir? Greif mich vielleicht jemand an? Es ist Gott sei Dank

nichts passiert. Es war eine wunderschöne Hochzeit. Am nächsten Tag waren wir dann in Berlin Charlottenburg zum Brunch in einem türkischen Restaurant. Die Kellnerin sprach türkisch und ich atmete auf. Zum ersten Mal habe ich als deutsch Muttersprachlerin erlebt, wie mir der Klang der türkischen Sprache Sicherheit gab. Die Berichte über Angriffe auf Muslime und Moscheen aus Berlin und Regionen im Osten Deutschlands sind in den Sozialen Medien unter Muslimen sehr präsent. In der Stiftung gegen Rassismus haben wir vor vier Jahren lange darüber diskutiert, ob wir die Auftaktveranstaltung der Internationalen Wochen gegen Rassismus in Halle machen sollen. Neben mir hat auch eine Frau mit dunkler Hautfarbe Bedenken geäußert. Der Osten ist gewissermaßen zu einer NoGo Area geworden. In diesem Kontext erscheint die Sprache als Erkennungsmerkmal für Menschen, die mir vermeintlich wohlgesonnen sind. Moscheen, in denen Türkisch, Arabisch oder Bosnisch gesprochen wird, werden zu Schutzräumen.

Es ist deshalb zu kurz gedacht, Menschen ihre Sprache verbieten zu wollen. Zwang ist keine Lösung. Wir müssen uns als Gesellschaft fragen, was die Hintergründe sind. Und wenn in den Medien AFD und Pegida mit ihren Thesen präsent sind, dann bewirkt das etwas in den Köpfen der Menschen. Wenn man lange genug hört, dass man nicht willkommen ist, dann glaubt man es irgendwann, zumindest unterbewusst. Es ist doch bezeichnend, dass die Neuen Deutschen Medienmacher, eine Gruppe Journalisten vorwiegend mit Migrationshintergrund, ihren Anti-Preis, die goldene Kartoffel, in diesem Jahr an vier politische Talkshows im öffentlichen Fernsehen verleiht: Hart aber Fair, Maischberger, Anne Will und Maybrit Illner. Diese würden in ihrer Ankündigung von Sendungen, deren Inhalt und der Auswahl der Gäste häufig diskriminieren.

Ständig wird zum Beispiel in Diskussionen von Deutschen und Muslimen gesprochen. Diese Unterscheidung machen Muslime wie Nichtmuslime gleichermaßen. Durch jahrzehntelange Praktiken der Ausgrenzung sind wir dahin gekommen, dass eine Religion mit der Nationalität gleichgesetzt wird. Das ist der Erfolg des Fremdheitsdiskurses, dass die Menschen sich inzwischen selbst als Fremde sehen. Die Bildung von Parallelgesellschaften ist ein Resultat daraus, dem wir uns bewusst werden müssen.

Als Einwanderungsland müssen wir eine starke Willkommenskultur entwickeln, die tiefer verankert ist. Wie können wir das angesichts so vieler unterschiedlicher Gruppen schaffen? Wie können wir es als Menschen, die wir ohnehin hier zusammen leben, als Gesellschaft zusammen zu wachsen?

Du bist wie ich, nur so schön anders!

Es gilt diesen Satz, ohne negativen Beigeschmack in die Realität umzusetzen. Das bedeutet aber auch, dass wir aufhören einander zu werten, bevor wir überhaupt ein Wort miteinander gewechselt haben.

Ich erinnere mich an ein Wochenendseminar mit katholischen und muslimischen Frauen. Anreise war Freitag und eine der muslimischen Frauen trug ein langes, schwarzes Gewand. Ein paar der katholischen Frauen zeigten offen ihre Ablehnung. Bei der Abschlussrunde am

Sonntag sagte die muslimische Frau, dass sie dieses Verhalten sehr gekränkt hatte. Darauf meldete sich eine katholische Frau und sagte: Ja, ich war erst bestürzt als ich dich so sah. Als ihr gesagt habt, dass ihr zwar äußerlich bedeckt aber innerlich offen seid, habe ich das nicht geglaubt. Aber nach wenigen Gesprächen war ich vom Gegenteil überzeugt. Sie entschuldigte sich für ihre Vorurteile und am Ende lagen sich die beiden Frauen weinend in den Armen. Es hat sich inzwischen eine tiefe Freundschaft zwischen den Frauen entwickelt. Die muslimische Frau hat die katholische Frau sogar auf die Hochzeit ihrer Tochter eingeladen.

Gerade Kopftuchtragende Frauen stehen immer wieder in der Kritik, ohne dass sie selbst zu Wort kommen würden. Es ist Mehrheitsmeinung, dass die Kopfbedeckung bei Frauen ein Zeichen ihrer Unterdrückung sei. Durch Gesetze versucht man dem bei zu kommen. Doch Freiheit kann man nicht gesetzlich erzwingen. Freiheit durch Zwang ist niemals Freiheit. Das ist doch ein Widerspruch in sich.

Die Debatten darum sind stark emotional aufgeladen. Aber auf der menschlichen Ebene, wenn wir einander begegnen, können wir versuchen einander besser zu verstehen. Die zwei Frauen sind sich in dem Seminar als Frauen begegnet und später Freundinnen geworden. Das sie unterschiedliche Religionen haben, war dann nicht mehr so wichtig. Hier bekam der Titel meines Vortrags seine eigentliche Bedeutung:

Du bist wie ich, nur so schön anders.

Diese persönlichen Erfahrungen können schwer übertragen werden. Man muss es selbst erleben. Wenn genug Menschen solch eine Erfahrung teilen, kann es in unsere Kultur in unsere Geschichte übergehen. Das ist mein Ziel im interreligiösen Dialog. Brücken bauen und Menschen zusammen bringen.

Dabei ist es wichtig, dass wir uns bewusst sind, dass wir für unsere gemeinsame Gesellschaft streiten. Niemand steht über dem anderen. Niemand hat mehr Anrecht hier zu sein als der andere. Probleme und Streit gibt es überall. Die Herausforderung ist es, gemeinsam nach einer Lösung zu suchen.

Dabei stehen viele muslimische Dialogpartner in der Kritik, die sich einladen lassen, dann zu spät oder gar nicht kommen und sich selbst als Gäste im eigenen Land sehen. Gleichzeitig stehen aber auch die christlichen Dialogpartner in der Kritik, die mit fertigen Programmen und Agenden auf muslimische Ehrenamtliche zugehen und sich dann wundern, dass diese nur halbherzig dabei sind. Wir müssen alle aktiv werden und dürfen nicht beleidigt sein, wenn der andere sich etwas anderes vorgestellt hat.

Wie wir dahin kommen, ist ein langer Weg, der nicht geebnet ist. Zwischen uns allen gibt es Unterschiede aber auch viel einendes. Von der Religionszugehörigkeit allein kann man das nicht ablesen. Ich erinnere mich noch, als ich im Christlich Islamischen Forum für 2014 den Dialogtag mitorganisiert habe. Da fiel es mir leichter mit den christlichen Partner\*innen zusammenzuarbeiten, als mit den, teilweise in ihrer Jugend aus der Türkei migrierten muslimischen Partner\*innen. Hier habe ich ganz klar die deutsche Sozialisation in der Arbeitsweise, der Kommunikation und dem gegenseitigen Verstehen wahrgenommen.



„Du bist wie ich, nur so schön anders“ sollte das Motto einer positiven Aufwertung von Unterschieden sein. Denn Unterschiede sind eine Bereicherung. Sie machen uns aus und sollten Wertschätzung erfahren. Dazu braucht es einen breiten Dialog.

Der interreligiöse Dialog ist sicherlich ein Mittel, aber es reicht nicht. Die Wahlen in Thüringen haben es erneut gezeigt. Wir müssen mehr tun. Ich gestehe es offen zu, die Entwicklungen machen mir Angst. Aber ich weiß auch, dass ich nicht alleine stehe. Allein dass wir heute Abend hier sind und Sie alle in einer Kirche zum Reformationstag einer muslimischen Frau zuhören, ist ein wichtiges Zeichen. Ich bedanke mich daher bei Pfarrer Damm für sein Engagement. Kritik darf aber niemals einseitig ausgesprochen werden. Sie muss konstruktiv sein. An der Situation einer Gesellschaft haben alle ihren Anteil. Gerade deshalb ist der offene Austausch darüber sehr wichtig. Deshalb freue ich mich jetzt auf ihre Gedanken und Fragen und wünsche uns damit einen schönen Abend. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.